

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 15 (1939)

Heft: 42

Artikel: Ritter Georg

Autor: Markwalder, Marga

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-753743>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

"Ritter Georg"

ROMAN VON MARGA MARKWALDER

I. TEIL

Im Zürcher Hauptbahnhof ging es an diesem Sonntagabend hoch her. Es war April; der erste schöne Frühlingstag neigte sich seinem Ende entgegen. Uebervolle Züge mit der sonnenmüden Menschenfacht der Städter, welche den Tag zu einem Ausflug in die Umgebung benützt hatten, brausten in die Halle; viele Landleute, welche ihrerseits den Sonntag in der Stadt verbracht hatten, drängten in die neuangekommenen Züge. Kinder schrien nach den Müttern; Väter, die einen Platz erobert hatten, riefen der Familie, Hunde wurden gezerrt, Stöcke geschwungen, Koffer geschleppt. Kärtige Flüche ertönten. Soeben fuhr mit Gedröhnen der Gotthard-Schnellzug über die Gleise und hielt mit einem kurzen Ruck. Aus einem Abteil zweiter Klasse sprang lebhaftig ein junges Mädchen und eilte auf einen rotbemühten Beamten zu.

«Der Zug nach Alt-Rheinburg . . . ?»

«. . . ist schon fort! Beeilen Sie sich, dann erreichen Sie noch den Extrazug. Aber pressieren, pressieren, Frölein!»

Gottlob, daß sie wußte, auf welchem Bahnsteig der Zug abfuhr; gottlob auch, daß sie dem alten Herrn — zur Abwechslung wieder einmal — gehorcht und nur ein kleines Handkofferchen mitgenommen hatte. Sie lief durch das Gewühl, stolperte hier fast über einen Hund — blöder Kötter! — steuerte dort mitten durch einen Familienauflauf, umging ein sich allzuzürtlich begrüßendes Brautpaar — ausgerechnet inmitten dieser Leute! — und erreichte gerade noch den letzten Wagen des Zuges, als dieser sich in Bewegung setzte. Das erste Abteil war vollständig besetzt, ebenso das zweite. Doch nein, dort vorn war noch ein Platz frei. Susi warf ihren Handkoffer auf den Gepäckträger; eine braune Aktenmappe kam dafür heruntergeflogen. Susi und ein Herr griffen gleichzeitig darnach.

«Verzeihen Sie, bitte!»

«Bitte!»

Susi ärgerte sich. Warum konnte sie es nicht fertigbringen, sich ruhig und gemessen zu bewegen wie andere Leute auch; was war das wieder für ein Gestotter gewesen vorhin: «Verzeihen Sie, bitte!» Sie wurde rot, begann zu schwitzen und entledigte sich ihres Kamelhaarmantels, eines Mantels, dessen molliger Weichheit und Wärme man es ansah, daß er mit Kamelhaar nicht nur den Namen und die Farbe gemeinsam hatte. Susi riß sich noch die Kappe vom Kopfe und setzte sich dann mit einem Seufzer der Erleichterung. Wenn sie diesen Zug nicht mehr erreicht hätte! Fürchterliche Bilder tauchten vor ihren Augen auf, Mädelchenhändler, entführte Frauen, entsetzliche Szenen, soviel sie davon verstand. Sie hätte sich jedenfalls an die «Freundinnen junger Mädchen» wenden müssen, so ungern sie es getan hätte — man ist doch selbständig und läßt sich nicht von fremden Leuten bemuttern! Sie mußte von ihrem Lauf immer noch heftig atmen und war auch verwirrt, wie immer, wenn sie meinte, sie werde beobachtet. Gleichgültigkeit mimend betrachtete sie die Schuhe der Frau, welche ihr schräg gegenüber, auf der andern Seite des Wagens, sich breitmachte. Sie waren ausgetreten und schwarz. Ein Knopf hing lose; die Gute würde ihn zu Hause annähen müssen, sonst . . .

Copyright 1940 by Morgarten-Verlag A.-G., Zürich

Aber da war ja noch der Aktenmappeherr. Sie hatte ihn nicht angeschaut, hatte sich noch nicht getraut; er lachte gewiß über ihre Unschicklichkeit! Sie probierte es von unten her: die Schuhe waren braun und nicht ausgetreten. Der Anzug mit der scharfen Bügelfalte war dunkelblau — oben kam eine Zeitung. Nun war sie gerettet. Mutig schaute sie auf und um sich. Sie war erstaunt, keinen einzigen Blick auf sich gerichtet zu sehen und atmete zum zweiten Male auf. Ihr links gegenüber, am Fensterplatz, saß eine Frau mittleren Alters. Sie hatte ein scharfes, intelligentes Gesicht, durch das sich schon viele Falten zogen, die nicht durch Schminke verdeckt waren. Sie sah ein bißchen gelangweilt zum Fenster hinaus und dachte bestimmt an etwas ganz anderes als an diese schöne Gegend, die vor ihren Augen vorbeihuschte. Und Susi wäre doch so brennend gerne am Fenster gesessen, damit sie sich dieses Stückchen Erde hätte betrachten können, auf dem sie nun ein paar Jahre verbringen sollte — wenn man sie brauchen konnte am Gymnasium in Alt-Rheinburg! Gewiß, ihr Luganersee war herrlich, und sicher würde sie das Heimweh recht oft plagen. Aber das hier war so ganz anders, so «O Täler weit, o Höhen». Wie diese Wälder in ihrer Eichendorff-Schönheit dalagten auf den Hügeln, die von dunklen, klaren Flüschen und Bächlein umrauschen waren, die großen Wiesen, die im Frühlingshauch so satt und warm sich an die dunkle Erde schmiegten! Nun hätte ich fast den Anfang zu einem Aufsatz! Vor ihren Augen wurde eine Zeitung gefaltet; ihr Gesicht wurde sekundenlang leise gefärbt; sie sah in ein dunkles Männergesicht, dessen braune Augen sie einen Augenblick forschend betrachteten. Dann verzog sich der schmale Mund zu einem leisen, grüßenden Lächeln. Susi senkte in tiefster Verwirrung ihren Blick und sie fühlte, wie das Blut ihr jäh ins Gesicht schoß. Hastig wandte sie sich ab und grübelte in ihrer Manteltasche nach einem Buche. Krampfhaft suchte sie nach der Seitenzahl und fühlte, daß sie beobachtet wurde. Diesmal war es keine Einbildung. Der Mann schaute wirklich ziemlich interessiert und auch ein bißchen ironisch lächelnd auf das aufgeregte Kind. Das war sicher die Urheberin des Mißgeschickes mit seiner Mappe — so genau konnte er es aber nicht sagen, er hatte sich dessen nicht stark geachtet. Sie interessierte ihn hauptsächlich darum, weil sie hübsch, aus gutem Hause — siehe den Mantel und die Lektüre —, jung und doch nicht geschminkt war. So was verdiente beachtet zu werden; denn es kam heutzutage selten vor. Ihre weichen, dichten und seidigen Haare — dunkelblond und mit einem köstlichen, rotgoldenen Schimmer, wenn ein Strahl der Abendsonne darauf fiel — waren in keine kunstvolle Lockenfrisur gepreßt, sie hingen ihr in dickem Schnitt um den feinen Kopf; wenn sie sich vornüberbeugte, wie zum Beispiel jetzt, da sie las, fiel eine seidige, leicht gewellte Strähne ihr gegen die linke, zart gebräunte Wange. Die Augen hatte er nur sekundenlang gesehen, sie waren, wie er sie noch nie so schön gesehen hatte, groß, hell, grau, strahlend. Die Nase und der Mund waren beide ein bißchen zu groß geraten; sie gaben ihrem Gesicht aber eine überraschende Ausdrucksfähigkeit. Alles in allem war sie nicht sehr schön und doch vielleicht mehr als das: aus ihrem Ge-

sicht sprachen Seele und Kultur. Nachdem der Mann das festgestellt hatte, war für ihn der Fall eigentlich erledigt. Leise fühlte er sich am Aermel gezupft.

«Siehst du das junge Mädchen da mit dem Band Schopenhauer? Die wird viel davon verstehen!» flüsterte ihm seine Frau in englischer Sprache zu.

Der Mann lachte ein kleines, gutmütiges Lächeln.

Doch Susi, die nur «Girl und Schopenhauer» verstanden hatte, warf einen wütenden Blick nach dem spöttenden Paar. Zorn wallte in ihr auf. Was ging denn diese Leute da ihr Buch an! Mochten sie sich doch in ihre Hintertreppenromane vertiefen, es würde kein Hahn danach krähen. Apropos Hintertreppenromane: hätte sie noch einmal einen Blick in dieses kluge Männergesicht gewagt, wären sie ihr gar nicht in den Sinn gekommen; aber sie wagte diesen einen Blick eben nicht mehr.

«Alt-Rheinburg!»

Erleichtert erhob sich Susi, warf sich den Mantel über den Arm, stopfte die Kappe in eine Tasche, nahm das Handkofferchen herunter — Vorsicht, die Aktenmappe liegt immer noch so nah! — und ging rasch durch den Wagen zum Ausgang. Noch bevor der Zug hielt, sprang sie auf den Fahrsteig und schnurstracks einer Frau in Schwesterntracht um den Hals.

«Da bist du ja, gottlob. Ich hatte schon Angst, als ich sah, daß du nicht im ersten Zug gekommen bist. Du bist groß geworden, und . . .», so schön, hatte die Schwester sagen wollen, aber sie verschluckte die Worte; es tat nicht gut, wenn man junge Mädchen darauf aufmerksam mache. Sie erfuhren es immer noch früh genug. Sie schritten beide aus dem kleinen Bahnhöfchen heraus auf die Landstraße. Alt-Rheinburg lag nichtan der Bahn. Diese fuhr ein paar hundert Meter rheinabwärts auf hohem Viadukt über den Strom in die deutschen Lande, während das alte Städtchen malerisch am Ufer des Rheines lag. Es war vom Bahnhof zu Fuß über die Landstraße oder mit der Straßenbahn erreichbar. Der Tramwagen sollte zwar nun bald abgeschafft werden, erklärte die Schwester ihrer Begleiterin. Die Alt-Rheinburger wollten sich einen Autobus anschaffen, angeblich, weil die Straßenbahn an der großen Kehre beim Krankenhaus immer so schrecklich kreischte; aber sie, Tante Anna, habe die lieben Stadtväter in Verdacht, daß sie einen Autobus wollten, weil es moderner sei. Denn irgendwie Krach machen werde auch ein solcher. Sie schritten der großen Kehre zu, in deren Bogen das neue Bezirksspital lag, wo Tante Anna Oberschwester und Susis Bruder Franz erster Assistenzarzt waren. Dort sollte sie fürs erste auch Unterkunft finden. Allerdings, wenn sie am Gymnasium angenommen würde, müßte sie sich ein anderes Zimmer suchen, im Städtchen unten.

«Du mußt das verstehen, Susi. Ein Krankenhaus ist kein Gasthof. Du könntest wohl oben schlafen, in einem Schwesternzimmer, aber die sind klein und abgeschragt, nachts wird oft geläutet, da ist es nicht so ruhig wie in den unteren Gängen. Und essen müßtest du doch unten in der Stadt.»

«Das ist mir auch ganz recht so. Krankenhaus habe ich zu Hause schon genug», erwiederte Susi. Dann kamen sie zu der großen Schleife, wo sich der Blick plötzlich öffnete in das grüne Laubwaldtal, durch das die silberglitzernden Wogen des Rheines zogen.

«Weißt du, Tante Anna, die Aussicht von dieser Stelle aus ist geradezu überwältigend schön. Siehst du, so?» und Susi summte die Stelle aus Siegfrieds Rheinfahrt, wo sich auch so plötzlich die Aussicht auf den Rhein öffnet. Ihre rechte Hand bewegte sich dabei in leisen Wellenlinien. Es begann schon zu dämmern, und im Städtchen unten sah man manches Lichtein aufblitzen.

«So, komm nun, Susi. Diesen Blick kannst du ja noch lange genug genießen!»

Tante Anna kümmerte sich offenbar nicht stark darum. Sie beachtete die Landschaft kaum; sie sah dafür anderes, Elend, Kummer, Not und Krankheit tagaus, tagaus. Sie schritten zum Eingang des Krankenhauses, wo Susis Bruder sie erwartete.

«Schneidig siehst du aus, Mensch in Weiß. Himmelisch feine Kluft! Zeig' mal her. Ringsherum! Na, also guten Abend, Bruderherz! Da hast du mich wieder einmal, ob für lange, wissen der Himmel und die Herren Professoren!»

Die Begrüßung fiel nicht sehr zärtlich aus, erstens, weil Franz Walther seine Schwester vor zwei Wochen gesehen hatte, als er einen freien Tag im Tessin unten verbracht, zweitens, weil das überhaupt nie in ihrer beider Art gelegen hatte. Trotzdem sie sich sehr gern hatten, hielten sie es doch unter ihrer Würde, miteinander in Frieden auszukommen. Er betrachtete die zehn Jahre jüngere Schwester immer noch als «die Kleine», ließ sie das auf jede Weise fühlen; Susi ihrer-

(Fortsetzung Seite 1298)

seits hatte diese Herablassung schon als ganz kleines Kind gefühlt und sich immer instinktiv dagegen aufgelehnt.

«Findest du nicht, Oberschwester Anna, die Kleine sei gewaltig gewachsen?» wandte sich Dr. Walther an seine Tante. «Besonders die sprachliche Ausdrucksfähigkeit hat sich in erstaunlichem Maße bereichert.»

Susi tippte mit bezeichnender Gebärde an ihre Stirn und fasste die Tante unter dem Arm.

«Wenn ich doch noch Frauenrechtlerin werde, trägst du die Schuld!»

Lachend schaute Franz Walther der Davoneilenden nach.

Susanne Walther war das zweite und jüngste Kind des Leiters eines großen Nervensanatoriums in der Südschweiz. Ihre Mutter, eine liebreizende, nur allzu zarte Frau, hatte sich nach der Geburt des Töchterchens nie recht erholt und war trotz der aufopfernden Pflege ihres Gatten nach einem Jahr gestorben. Dr. Walther hatte seine Schwester Anna gebeten, die Pflege des Kleinkindes zu übernehmen. Sie war gekommen und hatte es versucht, mit vieler Liebe und Nachsicht der kleinen Susi die Mutter zu ersetzen. Sehr heimisch aber hatte sie sich nie gefühlt. Tante Anna war damals schon Oberschwester in Alt-Rheinburg gewesen, sie war es gewohnt, einem großen Betrieb vorzustehen, und Dr. Walther verstand seine Schwester, als sie ihn nach vier Jahren darum bat, sie wieder nach Alt-Rheinburg ziehen zu lassen. In der Folge wurden ein Kinderfräulein, eine Erzieherin, später eine junge Haushaltungslehrerin mit Susis Erziehung betraut. Das Sanatorium stand in einem wundervollen, alten Park am Ufer des Lugarnersees bei Castagnola. Susi wohnte aber nicht in dem grauen, schloßähnlichen Gebäude; schon zu Lebzeiten seiner Frau hatte Dr. Walther ein kleines, weißes Häuschen am Seeufer unten bauen lassen. Seit Franz' Weggang hauste Susi allein dort mit einer jungen Hausbeamten, welche ihr so gleichsam zwischenhinein die Führung eines Haushaltes beizubringen hatte. Dr. Walther kam selten zu seinem Kinde. Tagsüber war er immer beschäftigt, nachts schlief er im Sanatorium, um immer gleich bei der Hand zu sein. So blieben ihm täglich nur ein paar Minuten für sein Kind, das er nichtsdestoweniger innigst liebte und das er auf alle erdenkliche Art verwöhnte. Sein Sohn hatte das Gymnasium in Lugano besucht, dann in Zürich Arzt studiert, um später das Sanatorium übernehmen zu können. Susi war des Vaters Abgott, er tat alles, was er ihr an den Augen ablesen konnte. So wurde das Kind maßlos verwöhnt, ohne eigentliche Liebe kennengelernt zu haben, und nur seiner angeborenen, gutmütigen Art hatte der Vater es zu verdanken, daß es nicht auch ungezogen, selbstsüchtig und launisch wurde.

Susi war sehr stolz und selbstbewußt, was den Vater aber nicht verwunderte, wenn er auch mit der Zeit seine Bedenken nicht verhehlen konnte. (Oh, wenn er geahnt hätte, daß es nur eines überlegenden Blickes aus zwei dunklen Männeraugen bedurfte, um diesen Stolz mit Stumpf und Stiel auszurotten!). Susi war begabt; sie sagte manches Mal im Spaß von sich, sie könne alles, aber nichts recht, wobei sie offensichtlich übertrieb: sie stand mit allen exakten Wissenschaften, mit der Mathematik aber insbesondere, auf dem Kriegsfuß, dafür spielte sie sehr gut Klavier, besaß ein immer wieder in Erstaunen versetzendes Schauspieltalent und viel, viel Liebe und Sinn für alles Schöne und Gute in der Welt. Auch sie besuchte das Gymnasium mit einem Jahre Unterbruch, das sie an einer Haushaltungsschule in Genf verbrachte. Was sie studieren wollte, war ihr nicht ganz klar. Viel mehr als das Medizinstudium lockte sie die deutsche Literatur, und diese Neigung hatte sie auch bewogen, ihre Schulzeit an einem deutsch-schweizerischen Gymnasium, in der Heimat ihres Vaters, zu beenden.

*

Am andern Morgen schritt Susi schon um halb sieben Uhr durch das Städtchen dem Gymnasium zu. Sie hatte die kriechende Straßenbahn verschmäht und war trotz des Regens die zehn Minuten nach dem Rhein hinuntermarschiert. Durch die engen Gäßchen ratterten die Milchkarren, die Bäckerjungen klingelten auf ihren Fahrrädern über das holprige Pflaster, und aus ihren Körben duftete es verlockend nach frischen Wecken und Brot. Je mehr Susi sich dem Schulhause näherte, desto belebter wurde die Straße. Viel junges Volk trottete, hastete, schlenderte oder trabte dem einen Ziele zu; frische Gesichter sah man nicht viele; die meisten schauten noch jämmerlich verschlafen drein.

«Herrgott, wie blöde, daß wir nun wieder um sieben Uhr anfangen müssen!»

Susi trat auf die gequälte Seele zu.

«Deswegen wirst du mir aber doch sagen können, wo sich das Rektoratszimmer befindet?»

«Hä? Ach so! Ja, ja, erster Stock, gleich die erste Türe. Aber das Anklopfen jaaa nicht vergessen.»

Susi eilte die Treppe hinauf und klopfte energisch an die mit «Rektorat» bezeichnete Türe. Auf ein scharfes «Herein» gab sie sich innerlich einen Ruck und trat ins Zimmer. Der Rektor saß an seinem Pult.

Er überhörte, daß Susi eintrat, weil er gerade gähnte. Sie sah nur seinen breiten Rücken und den massigen Kopf, von dem die etwas schütteln, grauen Haare lang auf den schwarzen Rockkragen walteten. Sie trat absichtlich von einem Fuß auf den andern, um Geräusch zu verursachen. Da fuhr der Rektor herum und wollte sie scharf anfahren. Susi kam ihm aber zuvor.

«Ich bin Susanna Walther und komme zur Prüfung für die Aufnahme in die 5. Klasse des Literargymnasiums.»

«Ach ja. Bitte.» Er deutete mit einer ausladenden Handbewegung auf einen Stuhl neben seinem Pult. Susi trat furchtsam näher, und der Rektor erklärte ihr den Verlauf der Prüfung. Heute morgen sollte sie zuerst in Deutsch mündlich und deutschem Aufsatz geprüft werden. Nachmittags würden die schriftlichen Prüfungen in den Naturwissenschaften und in Mathematik folgen. Morgen kämen dann die Fremdsprachen und die Geschichte dran. Und das alles im gleichen Zimmer, Nr. 16. Die schriftlichen Prüfungsblätter hätte sie hier abzugeben. Susi notierte sich pflichtgetreu den Verlauf der Prüfung in ihrem Notizheftchen, und als es klingelte, eilte sie in das Zimmer Nr. 16.

Sie fand es rasch; das Gebäude war neu und übersichtlich gebaut, weder geschmackvoll noch schön, aber zweckmäßig. Susi klopfte leicht an und trat, ohne auf Antwort zu warten, ein.

Es war ein gewöhnliches Schulzimmer mit Stühlen und Klapptischen. Am Fenster vorne, auf dem Zentralheizungskörper, saß ein Jüngling, mit einer schwarzen Hornbrille bewaffnet, und schaute andächtig in ein Buch. Susi trat lachend auf ihn zu.

«Au, da ist noch einer, der büffelt. Hast du auch solch ein komisches Gefühl in der Magengegend? Mir ist es eigentlich elend zumute, und man darf es sich nicht mal anmerken lassen. Wirst du in Deutsch geprüft?»

Der Jüngling stellte sich auf die Beine und klappte sein Buch zu.

«Sind Sie Susanne Walther? Ja? Gestatten Sie: Prof. Schäubli.» Er verneigte sich leicht, während ein amüsiertes Lächeln um seinen Mund flog. «Wir müssen noch auf zwei Experten warten.»

Susi stand ganz konsterniert da. Die schmale Gestalt, das runde Gesicht mit den roten Wangen gaben ihm das Aussehen eines Jünglings, doch durch die vergrößerte Brille schaute der zielbewußte Blick eines Mannes. Wohl, dieser Anfang war ihr ja gut gelungen, das konnte so weitergehen! Das dumme Blut überflutete in heißen Wellen ihr Gesicht.

«Machen Sie sich keine Sorgen; das kleine Mißgeschick wird Ihre Note bestimmt nicht herunterdrücken», meinte der Professor gutmütig, als er sah, wie das Mädchen nach einer Entschuldigung suchte. Da traten auch schon zwei ältere Herren ein, der eine mit Schnurrbart und Brille, der andere mit einem Spitzbart und wässrigen Augen. Aufmerksam schaute Susi ihnen zu, als sie umständlich sich begrüßten, die Nase schnaubten und nach ihren Büchern griffen, die bereit lagen. Sie waren sicher auch nicht gerne so früh aufgestanden, ihretwegen; der eine roch noch nach Morgenkaffee, der andere nach Rasiereife.

Professor Schäubli brachte Susi ein aufgeschlagenes Buch und bat sie, eine Seite zu lesen. Ueberrascht horchten die drei Herren auf, als sie die volltönende, samschweige Stimme des Mädchens vernahmen; sie sprach ohne jeden schweizerischen Akzent (dank den Bemühungen der Patienten ihres Vaters, die meist reichsdeutscher Abstammung waren), ein reines, wunderschön klingendes Hochdeutsch. Die zwei Experten schauten sich verwundert und ein bißchen lächelnd in die Augen: potz Donnerwetter, so konnten sie das nicht! Sie waren jedesmal froh, wenn sie wieder schweizerisch-deutsch sprechen durften, das andere, das, was sie «hochdeutsch» nannen, war unangenehm, etwa so, wie wenn sie zwischen feuchten Leinentüchern hätten schlafen müssen.

«Können Sie mir vielleicht sagen, welcher Epoche das soeben gelesene Stück angehört — dem Stile nach, meine ich?»

«Das ist aus Gottfried Kellers „Dietegen“, also neunzehntes Jahrhundert, schweizerische Literatur.»

«Gut. Wissen Sie mir einiges aus Gottfried Kellers Leben zu erzählen?»

Oh, wie fein! Primal! Susi hatte noch vor zwei Wochen in Lugano einen Vortrag über Keller gehalten, italienisch allerdings, aber das machte ja nichts aus. In kurzen, klaren Zügen, Wichtiges von Unwichtigem scharf trennend, entwarf sie ein Bild des großen Dichters. Zuletzt hatte sie

noch einen Satz grammatisch zu zerlegen, dann war die halbe Stunde herum.

«Bleiben Sie hier in diesem Zimmer. Sie haben doch einen Federhalter? Papier? Sie können gleich den deutschen Aufsatz schreiben, ich werde Ihnen das Thema schicken.» Damit verschwand der Schreck. Im Gang draußen schauten sich die drei Herren lachend an.

«Wir sind geschlagen, wie? Geben Sie dem kleinen Fräulein ruhig eine Sechs, Herr Professor.»

«Schade, sie kommt auf alle Fälle nicht in meine Klasse, da dieselben schon vollzählig ist.»

Susi fand es ungemütlich, allein in diesem kahlen Zimmer zu bleiben. Das Bauchgrimmen war zwar gründlich verschwunden und hatte einem sieghaften Triumphgefühl Platz gemacht. Denen hatte sie es gezeigt! Sie schaute sich um. Eigentlich blödsinnig; wie konnte man ein Zimmer so blaugrau anmalen, daß es die Menschen schon im Sommer fröstelt! Aber ach, die neue Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit!

Da ging die Tür wieder auf, und ein schlanker Bursche mit blonden Haaren und blauen Augen trat herein. Er gefiel Susi bedeutend besser als der Professor von vorhin und war bestimmt nur ein Schüler.

«Ich bringe Ihnen — dir da das AufsatztHEMA, du hast vier Stunden Zeit.»

«Vier Stunden? Du meine Güte, was soll ich in vier Stunden anfangen!»

«Warte nur mal ab: „Eine Führer gestalt des neunzehnten Jahrhunderts“. Jetzt klapptst du zusammen, nicht? Dieses Thema ist aber auch bestimmt nicht vom Säugling, sonst hätte es vielleicht gelautet „Sonneuntergang im Jibirche“ oder so was. Ich glaube, Ritter Georg hatte wieder einmal seine verrückte Stunde, als er darauf versiefel; solch ein Thema gibt er nicht mal uns. Na, also, ich kann es nicht ändern. Viel Vergnügen! Ich bleibe ja hier zur Bewachung; reden dürfe ich zwar nicht, ich habe Mathematik zu büffeln.»

Susi kratzte sich komisch verzweifelt am Kopfe. Man hätte eigentlich ... noch einmal Gottfried Keller ... Doch nein, das war denn doch zu fade. Also, auf in den Kampf!

Anderthalb Stunden lang blieb es ganz ruhig, man hörte zuerst Susis Bleistift, später ihre Feder auf dem Papier kratzen. Dann warf sie den Kopf zurück und hielt dem Schüler das Blatt hin.

«Nimm den Wisch! Ich lasse ihn grüßen, deinen Ritter Georg. Das ist doch wohl der Kleine mit der Hornbrille? Ich habe ihn geduzt, weil ich ihn für einen Schüler hielt.»

Der Jüngling lachte herzlich, und als nun die Pausenglocke klingelte, nahm er den Aufsatz und eilte mit ihm davon. In unglaublich kurzer Zeit erschien er wieder.

«Hier hast du gleich noch das Thema für den französischen Aufsatz. Ich traf nämlich im Hades — ach so, das ist das Rektoratszimmer — die Französischlehrerin. Und sie meinte, du könntest die Zeit benützen und ihn auch noch schreiben. Da: „Mes parents“. Sauschwer!»

«Schreck mich gar nicht ab. Meine Mutter war eine Genferin! — Nur keine Aufregung nicht, ich spreche es lange nicht so gut, wie du nun glaubst.»

«Du — ich freue mich, daß du zu mir in die gleiche Klasse kommst.»

«Dann freu' dich aber ja nicht zu früh. Mathematik misse», dämpfte Susi.

«Für die Mathematik brauchst du gar keine Angst zu haben; die Kaulquappe hat doch ein faible für junge, hübsche Mädchen — hä ja, du brauchst deshalb nicht rot zu werden —; er findet: wenn sie auch von Algebra keinen Kohl verstehen, so zieren sie doch das Zimmer!»

Dann herrschte wieder Ruhe, und nach einer Stunde war auch dieser Aufsatz beendet.

«So, gottlob — die Sache wäre bis jetzt ja ganz leicht gegangen, abgesehen von jenem Mißgeschick mit dem kleinen, behorbrillten Ritter Georg!»

«Quatsch! Das war der Säugling. Ritter Georg, das ist doch der Schwarm sämtlicher Gymnasiastinnen und anderer Alt-Rheinburgerjugend von fünfzehn bis siebzig Jahren. Du brauchst gar nicht zu lachen, sieh du dann nur zu, daß du nicht ebenso hereinfliest. Ueburgem ist er wirklich ein fabelhafter Mensch. Er erteilt Deutsch in unserer Klasse.»

«Ist er sehr streng?»

«Streng? Ja, das schon, manche finden ihn direkt verrückt. Auf Schüler, welche mit einem chronisch schlechten Gewissen bedacht sind, wirkt er mit seinen unerbittlichen Forderungen wie ein Alpdruck, ein Nachtmahr. Mich dünkt, er verlangt nicht mehr, als in unsern Käften liegt, aber das dafür ganz. Ich mag ihn sehr gut.»

«Ja, das habe ich nun gemerkt», spottete Susi, «doch was ist denn mit der Kaulquappe?»

«Sieh, sieh, sie interessiert sich für die Kaulquappe! Das ist der Mathematiklehrer, das heißt, der einzige,

(Fortsetzung Seite 130)

welcher fest angestellt ist; Hilfslehrer haben wir deren zehn. Das ist auch ein Mädchenschwarm. Und zwar hauptsächlich deswegen, weil er noch nicht verheiratet ist. Er hat zwar nicht mehr viele Haare auf dem Kopf und ein bißchen eine nasse Aussprache, sieht auch nicht besonders intelligent aus — aber das ist ja egal, wenn man dafür Frau Professor wird und...»

«Na, na, na, hier wird ja heftig gearbeitet! Was geht denn hier vor?»

Auf der Schwelle stand eine dunkle Männergestalt. Susi schaute betroffen in das interessante Gesicht des Fremden vom gestrigen Abend. Ein leises «Um's Himmels willen!» entfuhr ihr. Der Schüler und sie waren unwillkürlich aufgestanden. Sie senkte den Kopf, so daß sie das Aufblitzen des Wiedererkennens in den tiefliegenden Männeraugen nicht gewahrte.

«Wo ist denn Ihr deutscher Aufsatz? Schwatzen können Sie nachher noch genug!»

«Der da — ich weiß ja nicht einmal, wie du heißtest...» Susi schaute verstört zu dem Schüler auf, «er hat ihn schon vor einer Stunde im Hades ab — im Rektorat abgegeben.»

«Also schon fertig? Ja? Was trieben Sie denn bis jetzt?»

«Da habe ich halt noch den französischen Aufsatz geschrieben.»

Der Professor nahm die Blätter, welche sie ihm hinzog. Er schaute überflogen deren Inhalt mit den Augen.

«Was? Die Mutter Genferin, der Vater Deutscher, schweizer, im Tessin aufgewachsen! Das ist auch nur in der Schweiz möglich! Sie sprechen also alle drei Landessprachen?»

«Ja, schon», Susi zuckte die Achseln, «mit dem Vater spreche ich zürichdeutsch, mit dem Bruder französisch, da er behauptet, das sei die schönste Sprache, mit den Kameraden natürlich italienisch.»

«Welche Sprache empfinden Sie nun als Fremdsprache?»

«Die Muttersprache!» Sie lachten, und Susi faßte Mut.

«Herr Professor, darf ich den deutschen Aufsatz noch einmal schreiben?»

«Wieso das? Ich glaube, der sei fertig?»

«Ich möchte — ich habe — — —.»

«Nein, nein, das kommt nicht in Frage. Wenn Sie etwas Unüberlegtes geschrieben haben, so ist das Ihre Sache. Es hat Ihnen ja niemand befohlen, den Aufsatz in zwei Stunden zu beenden.» Damit schritt der Professor ohne Gruß hinaus, und die Türe flog nicht gerade sanft ins Schloß.

«Da hast du ihn schon genossen, den Ritter Georg. Siehst du, du bist ganz baff. Ja, ja. Nr. X.» Der Schüler lachte, als er in Susis verstörtes Gesicht sah.

«Du hast gut lachen. Blöd so was! Dieser Aufsatz bedeutet zugleich den Anfang und das Ende meiner Schulzeit in Alt-Rheinburg. Und hör nur, warum!» Susi erzählte von ihrer gestrigen Fahrt, und wie die Frau und der Mann gelacht hatten über ihr Buch. «Mit dieser kleinen Episode begann ich den Aufsatz über Schopenhauer und bin dabei in sehr wenig respektvoller Weise über die Ignoranz dieser Dummköpfe losgezogen. Oh, Gott im Himmel, ich könnte mich ohrenfeigen!»

Der Gymnasiast war zuerst betroffen, dann platzte er aber los. «Also, so was! Ein richtiges bête noire! Sagt dem Säugling ‚Du‘ und dem Ritter Georg, er sei ein Dummkopf! Hahahaha!» Er krümmte sich vor Lachen. «Uebrigens hast du damit nicht nur ihm, sondern auch seiner Frau sehr unrecht getan.»

«Das war seine Frau? Er ist verheiratet?» klang es zaghaft von ihren Lippen.

«Das sind wieder zwei Fragen von echte weiblicher Logik. Sie werden wohl verheiratet sein, wenn ich sage, das war seine Frau. Oh, diese Weiber!»

Susi begann ihre Sachen zusammenzupacken; der Schüler merkte, daß sie sehr niedergeschlagen dreinschautete.

«Du, so schlimm wird es doch nicht werden, wenn der französische Aufsatz gut ist, die deutsche, mündliche Prüfung auch — — —. In der Mathi wird es die Quappe schon nicht so ernst nehmen — wenn du ihn etwas hilflebend anschauft, so läßt er buchstäblich fünfne gerade sein. Die Experten brauchst du nicht zu fürchten, die verstehen nichts von Mathematik. Latein kannst du doch sicher gut? Na, also. Kopf hoch! Es ist übrigens noch gar nicht gesagt, ob der Ritter Georg die Sache so tragisch nimmt.» —

Am andern Abend gegen sechs Uhr meldete sich Susi wieder auf dem Rektorat, um das Ergebnis ihrer Prüfung zu erfahren. So übel wie jetzt war es ihr bei der Anmeldung nicht gewesen! Wenn sie nur um Gottes willen den Ritter Georg nicht antraf! So hatte sie sich ihr Leibtag noch nie geschämt; und wenn sie die Prüfung bestanden hatte — fast wäre es ihr lieber gewesen, nein —, so mußte sie zuerst daran denken, sich bei ihm zu entschuldigen. Entsetzlich! Susanne Walther und sich entschuldigen!

Der Rektor war nicht anwesend, nur dessen Sekretärin.

«Sie sind doch Walther, Susanne? Sie können morgen in die 5. Klasse eintreten.» Die Sekretärin suchte auf ihrem Schreibtisch und reichte dann Susi einen Stundenplan hin. «Die Klasse hat das Zimmer Nr. 22.»

Susi ergriff das Papier, murmelte ein «Danke» und wollte sich entfernen. Aber an der Türe kehrte sie noch einmal um: «Fräulein, darf ich Sie um etwas bitten? Ich sollte hier ein Zimmer suchen, weiß aber gar nicht, an wen ich mich wenden soll. Haben Sie vielleicht irgendein Verzeichnis, oder soll ich ins Stadthaus?»

«Doch, doch, setzen Sie sich einen Augenblick; das alles können wir gleich hier abmachen. Wir haben ein Adressenverzeichnis. — Da.»

«Ich möchte, wenn möglich, gerne etwas außerhalb des Städtchens wohnen, am allerliebsten am Rhein unten.»

«Ja, das ist schwierig. Da habe ich nur noch das Zimmer bei Frau Haßler, und ich kann Ihnen nicht einmal sagen, ob es noch frei ist.» Dabei ergriff sie den Hörer des Telefons und stellte sich die Nummer ein.

«Frau Professor? Hier ist das Gymnasium. Ich möchte Sie fragen, ob Sie Ihr Zimmer schon vermietet haben? Noch nicht? Es ist hier eine Schülerin, welche ein Zimmer sucht; ich schicke sie Ihnen vorbei, wenn es Ihnen paßt. — Gern. — Danke sehr. — Sie können gleich noch hingehen und sich das Zimmer ansehen. Nein, das ist nicht nach der Seite des Krankenhauses, sondern rheinaufwärts. Sie können gar nicht fehl gehen: Sie folgen der Hauptstraße bis ans Ende der Stadt, dann ist es das allerletzte Haus gegen den Rhein hin, Nr. 64. Den Hund brauchen Sie nicht zu fürchten, er ist immer angebunden.»

(Fortsetzung folgt)

Telephon-Anekdoten

Von Gregor Gruene

Ein junger Mann, den wir Sylvius nennen wollen, führte statt eines Tagebuchs seiner Liebeserlebnisse ein kleines schwarzledernes Notizbuch mit sich, in das er Mädchennamen und Telephonnummern einzutragen pflegte. Vergebens hätte man in diesem Vademeum eine Adresse oder sonst einen Hinweis gesucht, der einem Biographen oder Detektiv Aufschluß über den Umgang dieses jungen Herrn hätte geben können. Nicht davon. Dieser junge Mann schien, nach dem Inhalt dieses seines Notizbüchleins, ein kurz angebundener Zeitgenosse zu sein. Und das stimmte auch insofern, als er sich in Kürze an junge Mädchen band, die seinen Weg kreuzten. Das Bindemittel aber war das Telephon. In Gesellschaft und auf Tanzunterhaltungen war das zehnte Wort, das er zu einer Neubegannen wagte: «Wetten, daß ich Ihre Telephonnummer errate?» Und selbstverständlich erriet er sie nie, aber er blieb beim Thema so lange, bis er die richtige Nummer erfuhrt oder herausbekam.

Sodann übte er die Ziffern mit mnemotechnischen Hilfsmitteln ein, und in einem unbewachten Augenblick fixierte er sie in seinem kleinen schwarzledernen Taschenbuch. Manchmal trug er diese Nummer erst zu Hause ein, aber bis zur Eintragung behielt er sie im Kopf, mühelos, denn dieser junge Herr war Historiker. In dieser Eigenschaft vermochte er die neu empfangenen Nummern an historische Ereignisse zu binden, und auf diese nützliche Weise verging ihm keine Stunde oberflächlicher Gesellschaft, die er nicht zugleich mit Repetitionen von Jahreszahlen und geschichtlichen Ereignissen erfüllte. Und so nimmt's den Wissenden nicht wunder, daß dieser junge Mann, der seine Zeit zwischen Büchern und Mädchen teilt, ohne je ein Mädchen einem Buch zu opfern, nach zehn Ballwintern, die sein Telephonbüchlein vollgefüllt hatten, eine Dozentur für Geschichtswissenschaft erhielt.

Nun hielt er fleißig Vorlesungen an der Universität seiner tanzvergnügten Stadt, und während er übers Kätheder sich beugte und das Wort an seine wenigen, aber aufmerksamen Hörer richtete, spielten seine schmalen Finger mit dem kleinen schwarzledernen Notizbuch, so daß die Blätter auseinanderfielen und Zahl um Zahl in seine Augen stiegen: ach, es waren einmal nichts als Tele-

phonnummern und Mädchenanschlüsse gewesen — aber nun waren sie nichts als Jahreszahlen und Geschichtsdaten! Was einmal Grete geheißen hatte, war jetzt die Schlaht am Amselhof, was sich einst als Rosalinde nur unter Schlägen an den Apparat locken ließ, war jetzt der Friede von Osnabrück.

Nun aber war das Geschichts- und Geschichtsbuch des Dozenten Sylvius voll, und er konnte es nicht mehr weiterführen, und es schickte sich auch nicht mehr, den jungen Mädchen ihre Telephonnummern zu entreißen, denn Sylvius stand bald vor dem «Professor», und so wenig ihm das lag, er mußte nur allmählich, im Interesse seines wissenschaftlichen Rufs, auf leichte Würde und gemessene Zurückhaltung schauen. Und mit der leichten Würde, der die Eleganz nicht fehlt, sagte er einmal einer jungen und sehr graziose Dame, auf die er ein Auge geworfen hatte, ohnehin: «Vielleicht läuten Sie einmal bei mir an?» Und er gab ihr seine Nummer: 33-21.

Die junge und graziose Dame aber hatte kein Büchlein bei sich, in das sie diese scheinbar gefällige und doch so schwierige Nummer hätte eintragen können. «Wie soll ich mir das nur merken?» fragte sie Herrn Dr. Sylvius. «Sehr einfach», antwortete der Dozent. «Denken Sie nur daran, daß ich dreunddreißig bin und Sie einundzwanzig!»

Hier wäre es angebracht, den Leser nicht länger darüber im unklaren zu lassen, daß Sylvius in der Tat dreunddreißig Winter zählte; und eben aus dem Grunde, man darf auch das verraten, spielt er bereits ganz leise mit dem Gedanken, sich für länger als bisher an eine Frau zu binden. Die junge und, wie betont, graziose Dame aber, der er eben seine Telephonnummer ans Herz gelegt hatte, war von der Art, daß sie zu einer längeren, ja dauernden Bindung getaugt hätte. Und Sylvius wäre nicht im Umgang mit jungen und nachgerade graziose Damen erfahrener Mann gewesen, hätte er nicht sogleich in den Augen seiner Partnerin gelesen, daß sie seine Nummer bald benützen würde. Leider riß der Trubel dieses Künstlerfestes die beiden auseinander.

Erst nach Jahren traf er sie wieder. Nun war es zu spät für beide.

Warum aber hatte sie damals nicht die Nummer gerufen, die er ihr so greifbar ins Gedächtnis gelegt? Waren die mnemotechnischen Hilfsmittel unseres kundigen Sylvius verfehlt gewesen? Oder hatte die junge Dame die Nummer mit dem Interesse verloren?

Sylvius erinnerte sich, manche schöne Nachmittage in seinem Studierzimmer verbracht zu haben, und nicht um zu studieren, sondern um auf den Fernruf der jungen und in der Erinnerung immer grazioseren Dame zu warten. Er wußte nicht ihren Namen, sie wußte nicht seinen, und sein Nummernbüchlein war zwar übervoll, doch gerade die wichtigste Nummer fehlte ihm, fehlte ihm, fehlte ihm!

Was war geschenkt? Wie konnten sich zwei Menschen im Wust der Welt verlieren, die vielleicht für einander bestimmt waren und die bereits durch den Telephondraht verbunden schienen, die sicherste Verbindung nach der Meinung unseres statistisch erfahrenen Sylvius, der immer behauptet hatte, kein Name sei wichtig und keine Adresse, nur das Telephon!

Als er aber die Gesuchte nach Jahren wiedertraf — und war wollte uns beweisen, daß sie nicht Sylvia hieß? —, erfuhr er die Lösung dieses Rätsels. Sylvia hatte ihn oft genug gerufen, aber niemals erreicht; es hatte sich immer eine fremde und immer eine andere Stimme gemeldet. Ja, sie hatte sogar ein Jahr später und noch zwei Jahre später sein Telephon verlangt, immer zur Winters- und Ballzeit. Aber... sie hatte am Tage nach jener Ballnacht die Nummer 33-20 verlangt und ein Jahr später 33-19 und wieder nach einem Jahr 33-18...

Ja, so war es gewesen, und an dem Ausgang dieser Geschichte mag man erkennen, daß auch Telephonnummern ihr Mysterium haben, und daß man sie darum lieber mit dem Bleistift festhalten sollte als mit Mnemotechnik. O Sylvius, hättest du doch der Dame Sylvia lieber gesagt, sie möchte sich die Zahl merken, denn im Jahre 3321 vor unserer Zeitrechnung sei das Treffen bei... Aspasia gewesen! Denn die Damen können mancherlei Zahlen im Kopfe behalten, nur nicht ihr eigenes Alter, und außerdem haben sie die wunderbare Eigenschaft, sich von Jahr zu Jahr zu verjüngen...